

GESCHICHTSBRIEF BEDBURG-HAU



16

2021

Umschlagbild: Ewald und Hendrina Terlinden aus Hasselt, um 1970
(Foto: Heimatfreunde Hasselt)

Impressum

Herausgeber: Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.
Archiv der Gemeinde Bedburg-Hau

Redaktion: Johannes Stinner M.A. unter Mitarbeit
von Hans Burg und Norbert Pies

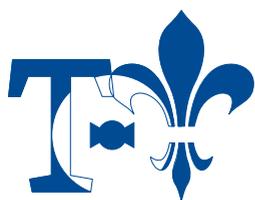
Layout, Satz: Johannes Stinner M.A.

Druck, Bindung: jva druck+medien, Geldern

© 2021 Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.

Preis: 4,- Euro

Alle Rechte vorbehalten.



Geschichtsbrief
Bedburg-Hau

16 | 2021

Inhalt

- 3 Ein Wort zuvor
NORBERT PIES
- 4 Eine neue Schule für Huisberden (Teil 1)
PETER THOMAS
- 19 Der Turmbau zu Qualburg
PETER THOMAS
- 31 Feste im Jahreskreis – Teil 3
RIA VALENTIN
- 41 Es war einmal... Hasseltse Mensse
JOSEF JÖRISSEN
- 52 Corona
RIA VALENTIN
- 55 Nachrichten aus dem Verein
NORBERT PIES
- 59 Bildnachweis

Ein Wort zuvor

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich freue mich, Ihnen heute die 16. Ausgabe des »Geschichtsbriefes« vorstellen zu können. Die Redaktion hat sich bemüht, wieder eine abwechslungsreiche thematische Mischung zusammenzustellen.

Peter Thomas berichtet über zwei Bauprojekte, zum einen über das Projekt einer neuen Schule für Huisberden, zum anderen über den Bau des Transformatorturms in Qualburg.

Im letzten Teil ihrer Serie zu den Festen und Feiern im Jahreskreis widmet sich Ria Valentin der Zeit von Pfingsten bis St. Martin.

Josef Jörissen präsentiert »Hasseltse Mensse«, die 1985 in einer Fotoausstellung im Pfarrheim in Hasselt zu sehen waren.

Ein Mundartbeitrag darf in der aktuellen Ausgabe des »Geschichtsbriefes« nicht fehlen. Ria Valentin hat sich ihre Gedanken über Corona gemacht.

Es liegt diesmal ein Dialektfragebogen bei: Wer den Dialekt einer der Ortschaften – Louisendorf einbezogen – spricht, ist herzlich eingeladen, den Fragebogen zu bearbeiten. Im »Geschichtsbrief« 2022 werden die Ergebnisse einschließlich der zwischenörtlichen Unterschiede vorgestellt.

Die Aktivitäten des Geschichtsvereins wurden auch in diesem Jahr durch »Corona« beeinträchtigt. Doch hat der Geschichtsverein ein neues Buch herausgegeben, worüber u. a. im kurzgefassten Rückblick berichtet wird.

Mitglieder erhalten den »Geschichtsbrief«, wie gewohnt, kostenfrei per Post. Hefte sind auch zum Preis von 4 Euro an der Infotheke des Rathauses Bedburg-Hau erhältlich.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, viel Freude bei der Lektüre des neuen Geschichtsbriefes!

Norbert Pies

Eine schwere Geburt – die neue Schule für Huisberden (1)

PETER THOMAS

Vorgeplänkel

Seit wann es in Huisberden eine Schule gab, ist mir nicht bekannt. Sicher ist jedoch, wie Josef Jörissen in der »Chronik der Gemeinde Bedburg-Hau« auf S. 426 schreibt, dass bereits im Jahre 1722 ein gewisser Adam Flier als Küster und Lehrer fungierte. Die Schule war, wie auch 150 Jahre später, ein Teil der Küsterwohnung. Diese Wohnung mit Schule lag direkt neben der Kirche auf dem Friedhof. Seit 1844 unterrichtete im Dorf Lehrer Brentrup.

Eine Schulpflicht in Preußen gab es bereits seit 1717, und mit der Reichsgründung im Jahre 1871 wurde sie auch allgemeinverbindlich eingeführt. Ziel war es damals, die Bildung breiter sozialer Schichten zu fördern und das Bildungsmonopol der Kirchen, insbesondere der katholischen, zu brechen. Schulpflichtig waren die Kinder mit Beendigung des 5. Lebensjahres. Bis 1845 mussten sie dann unverzüglich eingeschult werden, was in den damaligen überfüllten Klassen immer wieder für erhebliche Unruhe sorgte, denn die »Neuen« mussten erst an den Schulalltag gewöhnt werden. Erst ab 1857 wurden für die Einschulung der Kinder feste Monate und Tage im Jahreskreis festgelegt.

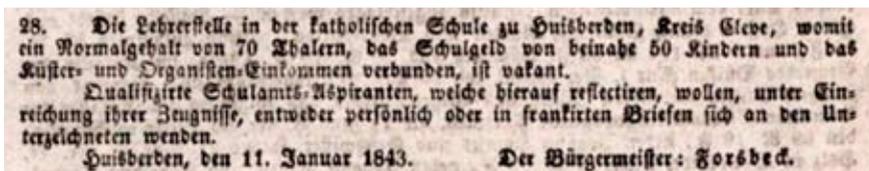
Nun dürfen wir uns »Schule« um 1850 nicht so vorstellen, wie »Schule« heutzutage funktioniert. Viele Eltern widersetzten sich der Schulpflicht, da es für sie wichtiger war, die Kinder auf dem eigenen Hof zu beschäftigen. Auch bei der Ernte waren die Kinder als Helfer sehr begehrt. Für die vielen Tagelöhner in den hiesigen Bezirken war das zu zahlende Schulgeld zudem ein großer Kostenfaktor. Auch war Bildung an sich nicht sehr gefragt; im normalen Leben reichte es aus, wenn man gut im Kopfrechnen war, denn das brauchte man als Bauer auf dem Hof und auf dem Markt. Den eigenen

Namen schreiben zu können, war manchmal auch nicht so schlecht, und in Religion kannte man sich sowieso aus, denn das wurde am intensivsten gelehrt. Aber auch wenn Eltern und Kinder positiv zur Schule eingestellt waren, ließen es die äußeren Umstände manchmal nicht zu, dass die Kinder täglich zur Schule gehen konnten.

Selbst in der kleinen Gemeinde Huisberden waren die Wege lang, die die Kinder zur Schule zurücklegen mussten, und im Winter waren teilweise die Straßen – soweit man sie als solche bezeichnen konnte – absolut unpassierbar. Dazu kam das Problem der Dunkelheit am Morgen und am Abend, da eine Straßenbeleuchtung unbekannt war.

So ist es trotz aller gesetzlichen Vorschriften nicht selbstverständlich gewesen, dass Kinder die Schule besuchen konnten. In Huisberden gingen die Schüler wöchentlich sechs Tage in die Schule, wobei die Uhrzeiten abhängig von den Jahreszeiten waren. Am Niederrhein gab es in dieser Zeit meistens den sogenannten ungeteilten Unterricht, das heißt, dass die Mittagspausen relativ kurz waren und der Unterricht dann wieder weitergeführt wurde. Aufgrund der Entfernungen zu den Wohnungen der Schüler war es diesen unmöglich, zum Mittagessen nach Hause zu gehen. In dicht besiedelten Gebieten hatten die Schulen meistens eine Mittagspause von zwei Stunden. Dort reichte diese Zeit aus, um schnell zum Essen nach Hause zu gehen.

Üblicherweise wurde der Unterricht täglich fünf Zeitstunden lang abgehalten. Im Sommer begann er um 8 Uhr und im Winter wegen der herrschenden



Ausschreibung der Lehrerstelle in Huisberden, die mit der Küster- und Organistenstelle verbunden war (Amtsblatt Düsseldorf 1983, Öffentlicher Anzeiger Nr. 6 vom 19.1.1843, S. 28).



Küsterhaus in Huisberden

Dunkelheit erst um 9 Uhr. Die Huisberdener Schüler hatten pro Woche zwei Nachmittage frei. Wenn der Lehrer bei »großen« Beerdigungen für kirchliche Zwecke eingesetzt wurde, musste der ausgefallene Unterricht an diesen sonst freien Nachmittagen nachgeholt werden. Bei der gegebenen Überfüllung der Klassenräume wurde von den Kindern »eiserne« Disziplin verlangt, die auch mit Stockhieben und sonstigen Bestrafungen hart durchgesetzt wurde. Die Klassenräume waren einfach eingerichtet.

Ferien kannte man damals auch schon, diese gab es jedoch meistens nicht zu lange vorher festgesetzten Zeiten, sondern wurden jährlich aktuell nach der herrschenden Witterung bzw. den Erntezeiten festgelegt.

Am 15. Oktober 1872 erschienen die »Allgemeinen Bestimmungen«, in denen erstmalig Verfügungen über die Einrichtung, Aufgabe und das Ziel der Volksschule sowie Vorschriften über Lehrerseminare mit Lehrplan enthalten

waren. Die Klassenstärke sollte demnach nicht mehr als 80 Kinder betragen; bei über 80 Schülern sollte eine zweite Klasse eingerichtet werden. Auch die Größe und die Einrichtung und Ausstattung des »Schullokals« wurden normiert. Die Bestimmungen sahen vor, dass das Schulzimmer mindestens so groß sein musste, dass rechnerisch jedem Schulkind 0,6 m² zur Verfügung stand – bei einer Klasse von 80 Schülern musste der Klassenraum demnach mindestens 48 m² groß sein. Weiterhin hatte der Raum hell und luftig zu sein und Schutz gegen die Witterung zu bieten, d.h. er musste im Winter beheizbar sein. Eine Schultafel mit Kreide und Schwamm, das Katheder für den Lehrer und ein Schrank vervollständigten das Inventar. Dazu wurden zahlreiche Lehrmittel vorgeschrieben, z.B. Wandkarten und ein Globus, eine Geige, dazu Lineal und Zirkel. Allerdings sollte noch geraume Zeit vergehen, bis man diese Lehrmittel in den Schulzimmern wirklich antraf.

Für Huisberden bedeuteten diese neuen Verordnungen keinen akuten Handlungsgrund, denn man hatte sich schon im Jahre 1868 entschieden – wahrscheinlich auf Drängen des Schulvorstandes oder des Kreisschulinspektors – einige Probleme der Schule im Gemeinderat zu diskutieren. Es ging dabei um die Bereitstellung eines neuen Spiel- bzw. Turnplatzes, den Neubau eines Abtritts (Toilette) in der Nähe der Schule und die Vergrößerung des Schulraumes, da dieser aus allen Nähten zu platzen drohte.

Aber die Gemeinde war arm, und so versuchte der Gemeinderat alles Mögliche, um die Kosten gering zu halten. So schloss man sich mit dem kommissarischen Landratsamts-Verwalter bezüglich des Spielplatzes kurz und kam gemeinsam zum Entschluss, dass der vorhandene Spielplatz auf dem Friedhofsweg ausreiche und eine Neuanlage nicht für dringend notwendig angesehen werden müsse.

Mit den Toiletten war es schwieriger, denn diese waren unverzichtbar. Eine besondere Kommission, die für diesen Zweck gebildet wurde, hatte sich die in Frage kommenden Plätze angesehen und war im September 1868 zu dem Entschluss gekommen, dass die Abtritte im Baumgarten des Jacob van Laak

gegenüber der Kirche anzulegen seien. Da der Eingang zu den Toiletten hinter der Friedhofsmauer lag, war ein Durchbruch nötig. Der Kaufpreis für den Grund und Boden wurde mit 8 Talern veranschlagt, die Baukosten sollten 100 Taler betragen.

Die Ausführung des Toilettenbaus wurde von einer weiteren Kommission überwacht, die aus drei Mitgliedern des Gemeinderats bestand: Gemeindevorsteher Theodor Hooimann, Jacob van Laak und Bernhard Hansen. Diese waren gleichzeitig auch autorisiert, alles Nötige zu veranlassen. Die Zustimmung der kirchlichen Behörde zum Bau der Anlagen und die zu beachtenden Vorgaben gingen im Februar 1869 dem Gemeinderat zu.

Zugleich mit der Zustimmung zum Bau der Toilettenanlagen verlangte die Kirchenbehörde, dass über das »Schullokal«, das sich in der Küsterwohnung befand und bisher der Gemeinde kostenlos überlassen worden war, nunmehr ein Pachtvertrag abgeschlossen würde, in dem sich die Gemeinde verpflichtete, die erforderlichen Unterhaltungskosten für die Schule zu tragen. Nach Rücksprache mit dem Pfarrer und vorbehaltlich der Zustimmung der Königlichen Regierung wurde eine jährliche Pachtsumme von einem Taler festgelegt. Es wurde auch festgehalten, dass die weitere Instandhaltung von der Gemeinde zu übernehmen sei. Der Pachtvertrag sollte mindestens 15 Jahre laufen; eine Kündigungsfrist von wenigstens einem Jahr wurde festgelegt.

Im April 1869 mahnte die Regierung die Gemeinde wegen der fehlenden Toilettenanlage und des Turnplatzes an. Diese bat darum, dass mit dem Bau des Abtrittes bis nach der Ernte gewartet werden möge. Dann wäre immer noch Zeit genug, diese kleine Arbeit vor dem Winter fertigzustellen; auch seien jetzt gerade keine Hand- und Spanndienste zu bekommen. Bezüglich des Turnplatzes wurde darauf hingewiesen, dass eine Fläche zur Aufstellung der Turngerätschaften in der Nähe der Schule durchaus nicht zu finden sei. Da zudem nach Abzug der kleineren Schulkinder und mit Körperfehlern behafteter Kinder kaum noch zehn turnfähige Knaben vorhanden seien, wäre die Errichtung einer kostspieligen Anlage gegen das Interesse der Einwohner



Spartanisch eingerichteter Klassenraum einer Dorfschule

der Gemeinde. Man ersuchte deshalb den Landrat, sich persönlich von den hiesigen Verhältnissen zu überzeugen. Es werde sich dann wohl ergeben, dass seine Anordnung für Huisberden unnötig sei.

Ende September war es dann soweit. Der Gemeinderat entschied sich dafür, den Plan nebst Kostenvoranschlag für den Abtritt anzunehmen und die Arbeiten öffentlich auszuschreiben. Entweder hatten alle Handwerker und Unternehmer lange Urlaub gemacht, oder die im Anschlag angesetzten Kosten entsprachen nicht den tatsächlichen Aufwendungen, denn im April 1870 waren weder die Abtritte fertig, noch hatte der Bau derselben begonnen. Jetzt sollte durch die gewählte Kommission ein neuer Platz für die Toiletten gefunden werden.

Die Zeit verstrich, und auch im Mai 1873 – Sie ahnen es schon – war nichts passiert. Es gab nach wie vor keine Schultoilette, auch in der Frage der Vergrößerung des Schullokals war man keinen Schritt weitergekommen.

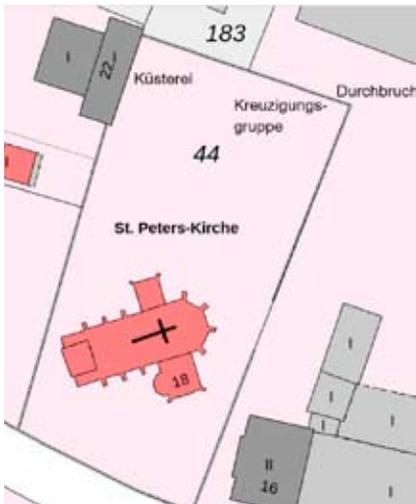
Nach Beratung im Gemeinderat und erneut vorgenommener Ortsbesichtigung wurde beschlossen, dass die Abtritte nunmehr an der Seite hinter der

Kirchhofmauer, ungefähr in der Mitte zwischen Küsterwohnung und dem »Christus-Standbild« (Bezeichnung im Protokollbuch für die Kreuzigungsgruppe auf der Priestergrabstätte) zu errichten seien. Das Mitglied Gerhard Hoiman wurde beauftragt, mit dem Maurer Meyer einen Kostenvoranschlag aufzustellen. Anschließend sollte die Kommission, bestehend aus den Herren Heinrich Hortmann, Jacob van Laak und Theodor Baumann, den Kostensatz prüfen und die Arbeiten aufgrund des günstigsten Angebots sofort veranlassen.

Wiederum vergingen fast eineinhalb Jahre. Ob mittlerweile die Toiletten errichtet worden waren, geht aus den Protokollen nicht hervor. Aber am 30. Oktober 1874 entschied der Gemeinderat, dass unter Mitwirkung des Gemeindevorstehers Heinrich Bossmann und des Gemeinderatsmitgliedes Theodor Pitz durch den Maurermeister L. Meyer zu Till ein Plan und Kostenvoranschlag für die vorgesehene Erweiterung des in der Küsterei liegenden

Schullokals angefertigt werden sollte. Für den abzutretenden Gartenanteil, der für die Erweiterung benötigt wurde, erhielt der Lehrer eine Vergütung von 5 Talern pro Jahr.

Der Gemeinderat war sogar bereit, als Mieter den Erweiterungsbau komplett zu bezahlen, verlangte aber als Gegenleistung, dass ihm 20 Jahre lang die Benutzung der Schule zu dem bisherigen Pachtzins von einem Taler jährlich zugestanden würde. Sollte nach 20 Jahren keine Einigung über die Benutzung der Schule möglich sein, verzichte die Gemeinde auf jede Entschädigung für den Bau.



Lageplan mit Kirche und Kirchhof. Ein Durchbruch in der Kirchhofsmauer sollte den Zugang zu der Toilettenanlage der Schule schaffen.



Blick auf den Kirchhof zwischen Küsterei und Priestergrabstätte

Zwei Monate später hatte sich die Erweiterung des Schulraumes erübrigt, denn der Kreisschulinspektor verlangte einen Neubau der Schule, weil die vorgesetzte Behörde auf einer Trennung der Küster- und der Lehrerstelle bestand. Hier wird auf lokaler Ebene eine Auswirkung des »Kulturkampfes« von Reichskanzler Bismarck gegen die katholische Kirche nach 1871 sichtbar.

Das hatte Konsequenzen: Da das Küsterhaus der Kirche gehörte, mussten nach einer Trennung von Küster- und Lehrerstelle eine Schule und eine Lehrerwohnung neu gebaut werden.

Verzögern – verzögern

Es war nun amtlich. Seit dem 9. Dezember 1874 war dem Gemeinderat klar, dass die Schule in Huisberden neu erbaut werden musste. Aber allein mit einer Schule war es nicht getan, da die Gemeinde zusätzlich die Verpflichtung



Der Kirchhof in Huisberden mit Blick auf die Mauer zwischen Küsterei und Kreuzigungsgruppe. An dieser Stelle ist wohl nie ein Durchbruch geschaffen worden. Man kann jedoch einen Durchbruch am äußersten Ende des Friedhofs feststellen (s. Lageplan S. 8), der mit einem eisernen Gittertor verschlossen ist. Ob dies der Zugang zu den Toiletten war, ist aus den Protokollen nicht ersichtlich. Dass die neuen Abtritte jedoch gebaut wurden, geht aus einer Protokollnotiz vom 27. Januar 1879 hervor, die lapidar lautet: »*Die Beschlussfassung über den Abbruch der alten Abtritte wurde vertagt.*«

hatte, dem Lehrer eine freie Wohnung mit Garten zur Verfügung zu stellen. Zusätzlich kamen noch die Kosten einer Gehaltserhöhung für den Lehrer auf die Gemeinde zu. Da der Lehrer die Küsterstelle aufgeben musste, war der Gemeinderat verpflichtet, ihm dafür einen Ausgleich zu gewähren. 50 Taler jährlich mussten dafür wohl angesetzt werden.

Aber so leicht gab man sich nicht geschlagen, denn wie sollte eine Gemeinde in der Größe von Huisberden, die gerade einmal rund 330 Seelen zählte, an die benötigten Finanzmittel für den Bau einer Schule mit Lehrerwohnung kommen? Der Gemeinderat stellte daher noch einmal den Antrag an die

Höhere Behörde, ihrem Beschluss vom 30. Oktober des Jahres zuzustimmen, und argumentierte, dass es in der Nähe der Kirche keinen Bauplatz gäbe, an dem eine Schule hochwasserfrei – im Hinblick auf die häufigen Überschwemmungen – gebaut werden könnte. Man sah nur dauerhaft erhöhte Kosten auf Gemeinde und Kirche zukommen, die bei einer Beschränkung auf eine Erweiterung der Schule deutlich geringer ausfallen dürften. An Verbesserungen wurden konkret benannt: Es würde besseres Licht in den Schulraum fallen, ein gesonderter Eingang sei geplant und sogar ein Turnplatz in dem restlichen Gartenteil könne angelegt werden. Auch die Aufstellung eines Brunnens war vorgesehen.

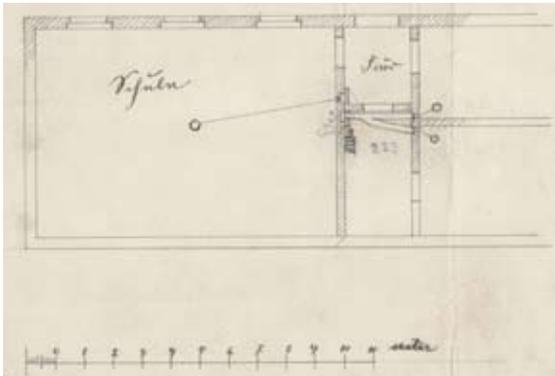
Doch im August 1875 ging dem Gemeinderat eine Verfügung zu, in der er aufgefordert wurde, die am besten geeignete Baustelle zu bezeichnen, auf der zur Errichtung einer Schule mit Lehrerwohnung, Spiel- und Turnplatz sowie für Toiletten usw. ausreichend Platz vorhanden wäre. Auf diese Verfügung ging der Gemeinderat nicht ein, sondern *»erlaubte sich, der Behörde zur Berücksichtigung vorzustellen«*, dass durch den geplanten Anbau an das Schulzimmer dem Bedürfnis vollkommen entsprochen würde, weil es dann den Vorschriften komplett entspräche und die Nutzung für mindestens 15 Jahre sichergestellt wäre. Man wäre auch bereit, für den Anbau eine Wandstärke von 36 anstatt der veranschlagten 24 cm zu verwenden. Einen Schulneubau nebst Lehrerwohnung zu verlangen, würde den Schulbezirk bedeutend und drückend belasten, ohne dass ein Mehrwert oder etwas Besseres dadurch erreicht würde. Die Vorstellung endete mit der Bitte, *»ganz gehorsamst den Erweiterungsbau unserer Schulstube genehmigen zu wollen«*.

Durch diese Verzögerungstaktik brauchte die zuständige Behörde wiederum elf Monate, bis sie reagierte und den Vorschlag rundum ablehnte. Dieses hinderte den Gemeinderat nicht, erneut zu versuchen, den ganzen Prozess zu verzögern. Auf seiner Sitzung am 3. Mai 1876 kam es zum Beschluss, dass die Versammlung an ihrem früheren Antrag festhalten müsse und nochmals den Erweiterungsbau des alten Schullokals einstimmig befürworte, indem

die erforderlichen Baumittel im diesjährigen Etat bereits eingeplant worden seien. Weiterhin wurde argumentiert, dass die alte Schule mit zu den höchst gelegenen Punkten der Gemeinde gehöre. Hochwasser- bzw. überschwemmungsfreies Terrain finde man sonst in der Gemeinde nicht vor, und durch die Erweiterung der alten Schule werde bei der geringen Kinderzahl mehr als ausreichender Raum geschaffen. Überdies würden die Bedenken der Behörde wegen einer ungenügenden Stärke des alten Gebäudes dadurch entkräftet, dass bei dem diesjährigen Hochwasser mit beständigem Sturmweather auch nicht die geringste Beschädigung eingetreten sei und das Gebäude nicht einmal überschwemmt worden sei.

Zum Schluss wies der Gemeinderat eindringlich darauf hin, dass die Behörde seine Anträge doch schnellstens genehmigen möge, damit noch in diesem Jahre der Erweiterungsbau der Schule ausgeführt werden könne.

Natürlich wurde auch dieser erneute Vorstoß von der Höheren Behörde abgelehnt, und so musste sich der Gemeinderat im August erneut mit dem Problem befassen. Diesmal sollte er aber weisungsgemäß auch Beschlüsse über den Bauplan und den Grundstückserwerb fassen. Die Versammlung konnte sich darüber nicht einigen, sondern suchte durch andere neue Vorschläge die Angelegenheit erneut in die Länge zu ziehen, wogegen der Bürgermeister und auch



Grundriss des geplanten Schulneubaus

der Gemeindevorsteher protestierten. Die weitere Verhandlung wurde abgebrochen. Einzig der Beschluss wurde gefasst, den Vorgang der Kreisbehörde zur weiteren Entscheidung vorzulegen.

Amtsmühlen mahlen langsam, aber un-

erbittlich, und so kam es, dass am 26. Juni 1877 – mehr als zehn Monate nach der letzten Sitzung – der Gemeinderat sich gezwungen sah, einen Techniker zur Anfertigung eines Bauplanes und eines Kostenvoranschlages zum Neubau der Huisberdener Schule zu wählen. Die Wahl fiel auf den Stadtbaumeister Pelzer zu Kleve, dem die Gemeinderatsmitglieder Gerhard Hoiman und Hermann Bossmann als Kommission beigegeben wurden. Der Stadtbaumeister schaffte es innerhalb weniger Monate, den Bauplan und die Kostenberechnung zu erstellen, und so war der Gemeinderat Ende Oktober 1877 in der Lage, diese Unterlagen zu begutachten.

Nach intensiver Beratung erklärte der Gemeinderat, dass er mit der Ausführung des Schulbaues nebst Lehrerwohnung nach dem vorliegenden Plan einverstanden sei. Der Neubau sollte nun auf der bereits von der Gemeinde von Jacob van Laak erworbenen 100 Ruten großen Teilfläche der Parzelle Flur 2 Nr. 131, gelegen am Kommunalweg von Huisberden nach Warbeyen, errichtet werden. Gewünscht wurde jedoch, dass der Giebel der Lehrerwohnung entfiele und dass Schule sowie Lehrerwohnung unter ein einziges Dach gebracht würden. Weiterhin hielt es der Gemeinderat für zweckmäßiger, dass der Brunnen nicht vor der Lehrerwohnung, sondern in Höhe des Gebäudes unmittelbar an der Mauer der Kirche angebracht würde – das wäre jedoch weit weg von der Schule.

Ein Problem, das bisher noch nicht angesprochen wurde, war die Beschaffung der für den Neubau eines Schulhauses nebst Lehrerwohnung zu Huisberden erforderlichen Geldmittel. Dazu beschloss der Gemeinderat, eine Anleihe in Höhe bis zu 16 000 Mark auszugeben und die hierfür erforderliche Genehmigung zu beantragen.

Die Geschichte hat damit jedoch noch nicht ihr Ende gefunden, denn die Königliche Regierung verwarf den vorgelegten Bauplan und fertigte selbst einen neuen an, der am 28.1.1878 zur Genehmigung beim Gemeinderat vorlag. Bis auf kleinere Änderungen wurden die Pläne genehmigt und diesmal beschlossen, dass auch der Brunnen wieder vor der Lehrerwohnung angelegt werde. Der

Stadtbaumeister wurde mit der Anfertigung eines neuen Kostenvoranschlages, der die Vorschläge des von der Königlichen Regierung entworfenen Planes berücksichtigte, beauftragt. Pelzer wurde aufgefordert, die Arbeit zu beschleunigen, damit die öffentliche Ausschreibung schnellstens erfolgen könne.

Der geplante Klassenraum hatte eine innere Größe von ca. 9,30 x 6,46 m. Das ergab eine Fläche von ca. 60 m² und war somit mehr als ausreichend für die rund 50 Schulkinder, die normalerweise die Schule in Huisberden besuchten.

Die Unterlagen des Stadtbaumeisters lagen knapp zwei Monate später vor, und so konnte der Gemeinderat den Kostenvoranschlag und die Baubedingungen überprüfen. Einige Kleinigkeiten sollten geändert werden, wie der Verzicht auf einen Spülstein, Ausführung der Treppe in Tannen- statt Eichenholz, Wegfall eines zweiten Ofens und anstelle der Dachfenster nur eiserne Dachluken. Die Geldmittel für den Neubau sollten erst nach erfolgter öffentlicher Ausschreibung beschafft werden.

Die anschließende öffentliche Ausschreibung verlief sehr zufriedenstellend. Viele Handwerker und Bauunternehmer hatten Einsicht in den Kostenvoranschlag und die Pläne genommen und Angebote abgegeben. Die Gemeinderatsmitglieder beschlossen einstimmig, den Schulneubau an den Maurermeister Theodor Lümme in Kleve zu vergeben. Dessen Angebotspreis lag bei 12 850 Mark. Der Bürgermeister wurde gebeten, den erforderlichen Vertrag mit dem Maurermeister zu schließen.

Durch schriftliche Abstimmung wurden die Herren Hortmann, Lamers und Bossmann zu Baukommissionsmitgliedern gewählt, denen die Aufsicht über die Ausführung des Baues und Anlieferung der Materialien unbeschränkt übertragen wurde.

Ende März 1878 wurden das Bauterrain abgesteckt und die Fluchtlinien festgelegt. Diese sollten 15 Meter vom Kommunalweg und 4,50 Meter von der Weide des Gutsbesizers Jacob van Laak in westlicher Richtung verlaufen. Bei einer Gesamttiefe von 34,52 m verbleiben östlich dann noch 18,12 Meter für den Garten. Die gesamte Fläche des Grundstücks beträgt 1415,32 m².



Unterricht in einer Dorfschule. Wie es in dem bisherigen Schulraum im Küsterhaus ausgesehen haben mag, stellt dieses Gemälde anschaulich dar.

Von dem Unternehmer Theodor Lümme wurden als Materialproben jeweils fünf Muster von vier verschiedenen Steinen vorgelegt. Für einen eventuellen späteren Vergleich wurden die Mustersteine beim Gemeinderatsmitglied Peter Offenberg deponiert. Dem Unternehmer wurde mitgeteilt, dass er mit der Ausführung des Baues beginnen könne, damit die bisherige Überfüllung der Schulklasse bald ein Ende finden möge.

Quellen und Literatur

Stadtarchiv Kalkar: Kalkar 2.2122 (Protokolle der Gemeinde Huisberden 1847–1894)

Jörissen, Josef: Chronik der Gemeinde Bedburg-Hau. Bedburg-Hau 1990, S. 426–428.

Schulpflicht, URL: <http://www.cpw-online.de/lemmata/schulpflicht.htm#:~:text=Die%20Pflicht%20zu%20einer%20Mindestausbildung,Ende%20des%2017> (03.09.2020)

Schule früher und heute, URL: <https://abi.unicum.de/schule-a-z/auf-einen-blick/schule-frueher-und-heute> (03.09.2020)

Wittmütz, Volkmar: Die preußische Elementarschule im 19. Jahrhundert, in: Themenportal Europäische Geschichte, 2007 (www.europa.clio-online.de/essay/id/fdae-1436).

Der Turmbau zu Qualburg

PETER THOMAS

Es war im Jahre 1908, als der Kreisausschuss Kleve den Bürgermeistern des Kreises Kleve die Mitteilung machen konnte, dass am 11. April des Jahres beschlossen wurde, die Vorarbeiten zu einer eventuellen Versorgung der Kreise Kleve, Geldern, Kempen, Rees und auch Moers mit elektrischer Energie in Auftrag zu geben (das Wort »eventuell« wurde vor Weiterleitung an die Adressaten gestrichen).

Bereits ein Jahr später waren – von Süden kommend – einige Hochspannungsleitungen im Kreis Kleve angekommen, und bereits 1911 wurde Bürgermeister Oedenkoven erneut mit dieser neuen Energie konfrontiert, denn am 29. April des Jahres reichte der Architekt Altensleben aus Essen im Auftrag des RWE, Abteilung Wesel, dem Bürgermeisteramt eine Zeichnung über zwei geplante Transformatorentürme ein und bat um Erteilung der Bauerlaubnis. Eingereicht wurden für Qualburg ein Lageplan und zwei Ansichten des projektierten Gebäudes.

Transformatorentürme – wozu brauchte man sie? In meiner Jugend – auch ich bin in einer ländlichen Gegend aufgewachsen – waren sie nicht zu übersehen, denn es gab viele davon. Manche waren hässlich, viele vernachlässigt, andere dagegen – mit einer ansprechenden Architektur – hübsch anzusehen. Es gab kaum Türme, die gleich aussahen. Der Lokalreporter Günter van Meegen aus Bedburg-Hau hat über diese Türme im »Lokalkompass« am 11. Januar 2017 einen Artikel (mit diversen Bildern) veröffentlicht.

Demnach gibt es heute in unserer Gemeinde nur noch drei solcher Turmstationen. Eine davon finden Sie in Huisberden auf der Friedenstraße (hierzu kann ich nichts berichten). Der zweite Turm steht in Hasselt an der alten Molkerei (auch über diesen geben die Archivakten nichts her). Der dritte noch



Lageplan 1911

existierende Turm steht an der Alten Bahn/Moyländer Allee, an der Grenze zur ehemaligen Gemeinde Louisendorf, über den ich im aktuellen Jahreshft der Zeitschrift »Pfälzer am Niederrhein« ausführlich berichtet habe.¹

Die Aufgabe der Türme ist relativ einfach zu beschreiben. In diese wird von den Elektrizitätswerken die sogenannte Mittelspannung (bis zu 30 000 Volt) geführt, die dann innerhalb der Gebäude auf die vom Normalverbraucher benötigte Spannung von 380/250 Volt herabgesetzt wird. Heute würde man sagen, die Türme waren die »Nahversorger« für gebrauchsfertigen Strom. Die Reichweite pro Turm betrug nur einige hundert Meter oder wenige Kilometer.

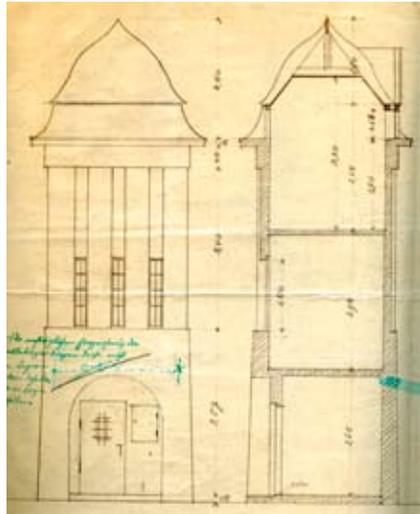
¹ Peter Thomas: Louisendorfer Transformatorernturm 1911–1925. In: Pfälzer am Niederrhein 54 (2021), S. 125–134.

Neben dem Turm für Louisen-
dorf ist auch der Transformator zu
Qualburg relativ gut dokumentiert.
Über den Letztgenannten, der leider
nicht mehr existiert, möchte ich nun
berichten.

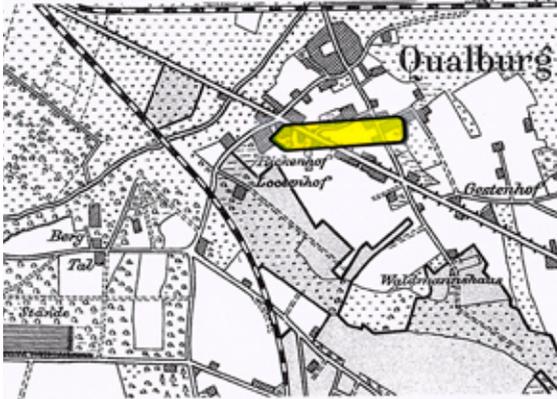
Der Neubau des Turmes sollte in
Qualburg in der Nähe des Loosen-
hofes erfolgen. Die dazu eingereich-
ten Unterlagen erschienen dem Bür-
germeister zu dürftig, obwohl der
Landrat ganz deutlich zu verstehen
gegeben hatte, dass die Anträge des
RWE entgegenkommend behandelt
werden sollten, da er größten Wert

auf eine schnelle Erschließung des Kreises Kleve mit Elektrizität legte. Auch
der »Hausarchitekt« des Amtes Till, Stadtbaumeister a. D. Pöppinghaus aus
Kleve, war mehr als skeptisch und wies den Bürgermeister darauf hin, dass die
gewählte Lage des Turmes zwar unproblematisch sei, aber man es doch nicht
einfach so hinnehmen könne, dass dem Antrag keine Baubeschreibung bei-
läge, die Bauzeichnungen nicht auf Leinen gezogen worden seien und keine
statischen Berechnungen vorlägen. Außerdem würde ein amtlicher Lageplan
fehlen, auf den nicht verzichtet werden könne. Weiterhin schlug er vor, dass
man das RWE für die Zukunft verpflichten sollte, die von diesem auf oder
an öffentlichen Gemeindewegen gestellten Gebäude abzureißen oder umzu-
setzen, falls es der örtliche Verkehr oder die Planung des Amtes irgendwann
erfordern sollte. Eine kleine Anerkennungsgebühr könne man als Amt dem
RWE auch in Rechnung stellen.

Für die Prüfung des Bauplanes stellte er selbst eine Gebühr in Höhe von
2,00 Mark in Rechnung.



Vorderansicht und Schnitt der Transformatorstation Qualburg



Lage des Turmes am Bedburger Weg in Qualburg

Der Architekt des RWE, Altensleben, erhielt somit Ende Mai 1911 die kompletten Unterlagen zurück mit der Bitte, den Bauantrag unterschrieben und – wie oben angegeben – vervollständigt wieder einzureichen.

Nach Erhalt diverser Unterlagen wandte sich der Bürgermeister am 3. Juli erneut an das RWE in Kleve und präzierte seine Wünsche noch einmal. Diesmal verlangte er sogar eine Erstattung der Portokosten für die Zustellung der Bauunterlagen. Diese sollte einmalig 0,50 Mark betragen und gefälligst an die Bürgermeistereikasse eingezahlt werden. Weiterhin bat er noch einmal um Zustimmung zur Zahlung einer jährlichen Anerkennungsgebühr durch das RWE je Transformatorenturm. Er wies auch darauf hin, dass der zugesandte Bauantrag nebst Unterlagen von der Bauleitung wiederum nicht unterschrieben sei und dass dieses noch vor Erteilung einer Baugenehmigung nachgeholt werden müsse.

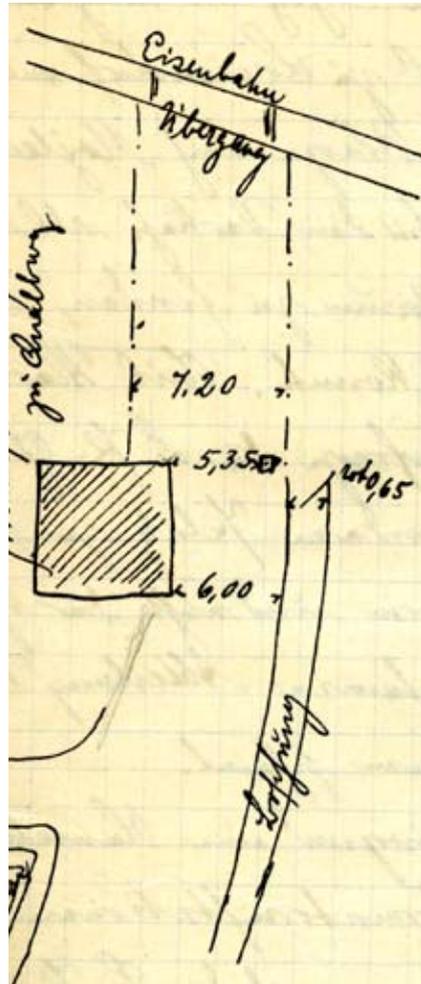
Auf dieses Schreiben antwortete die RWE-Niederlassung Wesel umgehend und anscheinend sehr verärgert: Man sei es nicht gewohnt, dass ihnen eine Amtsverwaltung wie die in Till solche Schwierigkeiten bereiten würde. Man listete noch einmal alle Forderungen des Bürgermeisters auf und kam zu dem Schluss, dass man erst einmal alle weiteren Bauarbeiten in der Bürgermeisterei Till unterlassen werde und in der nächsten Bauperiode, wenn man etwas mehr Zeit haben werde, auf die Angelegenheit zurückkäme.

Das war Bürgermeister Oedenkoven auch nicht recht, und so beschwerte er sich darüber ausführlich beim Landrat Eich in Kleve. Dieser empfahl

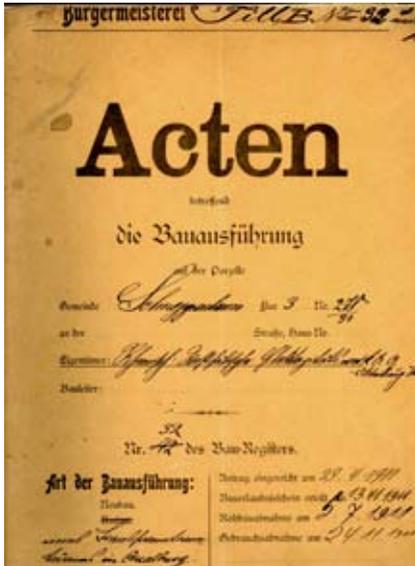
ihm, die Einzelheiten nicht so kleinlich zu betrachten und auftauchende Probleme besser in persönlichen Gesprächen zu regeln. Auf die trotzdem erfolgte Beschwerde des Bürgermeisters bei der RWE-Zentrale in Essen versicherte ihm diese zu seiner Beruhigung Ende Juli 1911, dass die Gesellschaft ihre Herren angewiesen habe, im Verkehr mit ihm diejenigen Formen zu wahren, die für ein gutes Zusammenarbeiten unbedingt erforderlich seien. Außerdem wurden persönliche Gespräche mit dem Vorsteher der Abteilung Wesel, Oberingenieur Heinisch, avisiert.

Leider konnte man sich urlaubsbedingt auf keinen Termin einigen, und der Bürgermeister gewann den Eindruck, wie er seinem »Hausarchitekten« Pöppinghaus am 16.8. berichtete, dass sich das RWE mit der Beibringung der fehlenden Unterlagen viel Zeit lasse und währenddessen den Bau des Turmes munter weiterbetreibe. Der Rohbau sei mittlerweile fertiggestellt, und es wurde dabei festgestellt, dass der Turm in den Gemeindeweg hineingebaut wurde. Er bat um Prüfung und Berichterstattung.

Die vom Stadtbaumeister a. D. Pöppinghaus nach örtlicher Aufmessung angefertigte Skizze (s. o.) und sein Bericht verdeutlichen das Problem. Der



Lageskizze des Architekten Pöppinghaus



Aktendeckel der Bauaufsichtakte



»Umschlag« des Bauantrages

Bau sei nicht so erfolgt, wie aus dem seinerzeit eingereichten Lageplan ersichtlich war. Wie aus seiner Zeichnung zu ersehen sei, hindere der Turm, weil er soweit in den Weg vorgerückt sei, den Verkehr erheblich; es würde auch mit der Erbauung des Turmes den Fuhrwerken die freie Aussicht auf den Eisenbahnübergang genommen, weil der Weg noch beim Transformatorurm eine Biegung mache. Ob der Turm zum Teil auf dem Gemeindeweg errichtet worden sei, könne er nicht feststellen, da ihm die Weggrenze nicht bekannt sei und diese nicht ohne genauere Unterlagen des Katasteramtes festgestellt werden könnte.

Der Turm war zu dieser Zeit bereits im Rohbau fertig. Statt der in der Zeichnung vorgesehenen Kappenträger zur Stützung der Deckenkonstruktion wurden hierfür je zwei Feldbahngleisschienen verwendet. Diese sollten jedoch nach Meinung des Architekten genügen. Pöppinghaus machte zusätzlich darauf aufmerksam, dass irgendeine Anmeldung zur Schlussabnahme der

Transformatorstationen ihm bis jetzt in den Bürgermeistereien, in denen er tätig sei, nicht zugegangen sei.

Jetzt war es Mitte September geworden, und immer noch hatte das RWE keine Unterlagen eingereicht. Bürgermeister Oedenkoven wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Er bat den Landrat um Rat, denn seines Erachtens dürfte es doch ein starkes Stück sein, dass das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk den Turm in Qualburg derartig verkehrsbehindernd in den Fahrdamm der Straße hineinbaue, obwohl diese gerade hier sehr verkehrsreich sei, zur nahegelegenen Bahnüberführung ansteige und dazu noch eine Biegung mache. Vom polizeilichen Standpunkt aus könne man die Errichtung eines solchen Verkehrshindernisses, wie es hier geschaffen wurde, in keinster Weise billigen.

Na ja, Hilfe sieht anders aus, denn der Landrat teilte dem Bürgermeister lapidar mit, dass die Lage des Turmes vor dem Eisenbahnüberwege bei wiederholter Befahrung der Straße nicht nachteilig für den Verkehr aufgefallen sei und dass er deshalb nicht empfehle, die Beseitigung des Turmes zu verlangen.

Nach langem Hin und Her fand auch ein persönliches Gespräch zwischen dem Bürgermeister und dem Obergeringieur Heinisch statt, und nachdem nun endlich ein berichtigter Lageplan und die sonst noch ausstehenden Unterlagen eingereicht waren, konnte der Bürgermeister seinen Architekten fragen, ob der Erteilung des Bauerlaubnisscheines immer noch Bedenken entgegenstünden. Das war zwar nicht der Fall, aber wenn Sie jetzt denken, dass der Bauschein ausgestellt worden wäre, haben Sie sich getäuscht. Vorher musste noch ein kleines Problem erledigt werden, denn dicht bei dem Qualburger Turm stand eine dicke Eiche, die erst einmal entfernt werden musste.

Dazu wurde – warum erst jetzt? – der zuständige Gemeinderat von Schnepfenbaum befragt, der sich grundsätzlich mit der Entfernung der Eiche einverstanden erklärte und zwar, falls 1) dafür ein angemessener Preis gezahlt würde und 2) die Entfernung des Baumes auf Kosten und Gefahr des RWE erfolge.



Fertigstellungsanzeige vom 20.11.1911

Am 27.10.1911 erklärte sich das RWE bereit, für den Baum die geforderten 50 Mark zu zahlen und außerdem die Eiche auf eigene Kosten und Gefahr zu entfernen. So legte Bürgermeister Oedenkoven endlich eine Akte über den Transformatorenturm an und erteilte am 13.11.1911 die Baugenehmigung.

Eine Ausfertigung der Baugenehmigung erhielt die Abteilung des RWE zu Wesel mit dem Vermerk: »Beifolgend wird erg[ebendst] der Bauschein für den in Qualburg errichteten Transformatorenturm übersandt. [...] Ich ersuche erg., falls der Bau jetzt völlig fertig sein sollte, baldgefällig die Schlußabnahme hier zu beantragen. gez. Oedenkoven«

Und wie Sie sehen – es geht doch! Die Anzeige über die Fertigstellung des Bauwerkes erfolgte bereits am 20. November 1911.

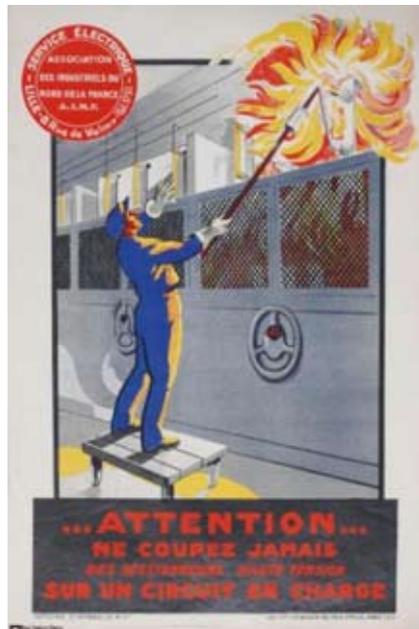
16 Jahre lang verrichtete der Transformatorenturm zu Qualburg zuverlässig seinen Dienst – andere Informationen sind in den Akten nicht enthalten –, bis am 19. März 1927 plötzlich und unerwartet in ganz Qualburg und den angrenzenden Gemeindegebieten das Licht ausging.

Was war geschehen? Wahrscheinlich hatte man sich nicht an bestehende Sicherheitsvorgaben gehalten und vor Wartungsarbeiten den Strom nicht abgeschaltet. Das französische Plakat von ca. 1930 zeigt einen Arbeiter, der zwar auf einem Isolierschemel steht, aber mit einem Trennmesser die Leitungen berührt und so in den Stromkreis gerät.

Darum musste man in der Schadensmeldung, die das RWE am 19. März an das Bürgermeisteramt richtete – drei Tage nach dem Unglück! – diesem mitteilen: »[...] blieb in unserer Station Qualburg beim Ziehen eines Hochspannungstrennmessers ein Flambogen stehen, welcher zu den benachbarten Phasen übersprang. Durch die Hitzeentwicklung verbrannte die Decke und das Dachgeschoß. Wir bitten höflich, hiervon Kenntnis zu nehmen.

Hochachtungsvoll RWE, Cleve.«

Ob Menschen bei dem Unfall zu Schaden kamen, ist nicht überliefert. Aber schon zwei Tage später berichtete Architekt Pöppinghaus aus Kleve, dass das RWE seinen an der Verbindungsstraße von Berg und Tal nach Qualburg stehenden Transformatorenturm um 1½ m aufstocken lasse.



Französisches Plakat, das vor leichtfertigen Arbeiten mit einem Trennmesser warnt. In Deutschland war dieses Plakat – mit deutschem Text versehen – im Umlauf.

Er fügte hinzu, dass hierzu die polizeiliche Genehmigung unter Beigabe von Bauzeichnungen oder Skizzen beantragt werden müsste. Er gehe jedoch davon aus, dass dieses wahrscheinlich noch nicht geschehen sei. Daher empfahl er, die erforderlichen Unterlagen vom RWE anzufordern.

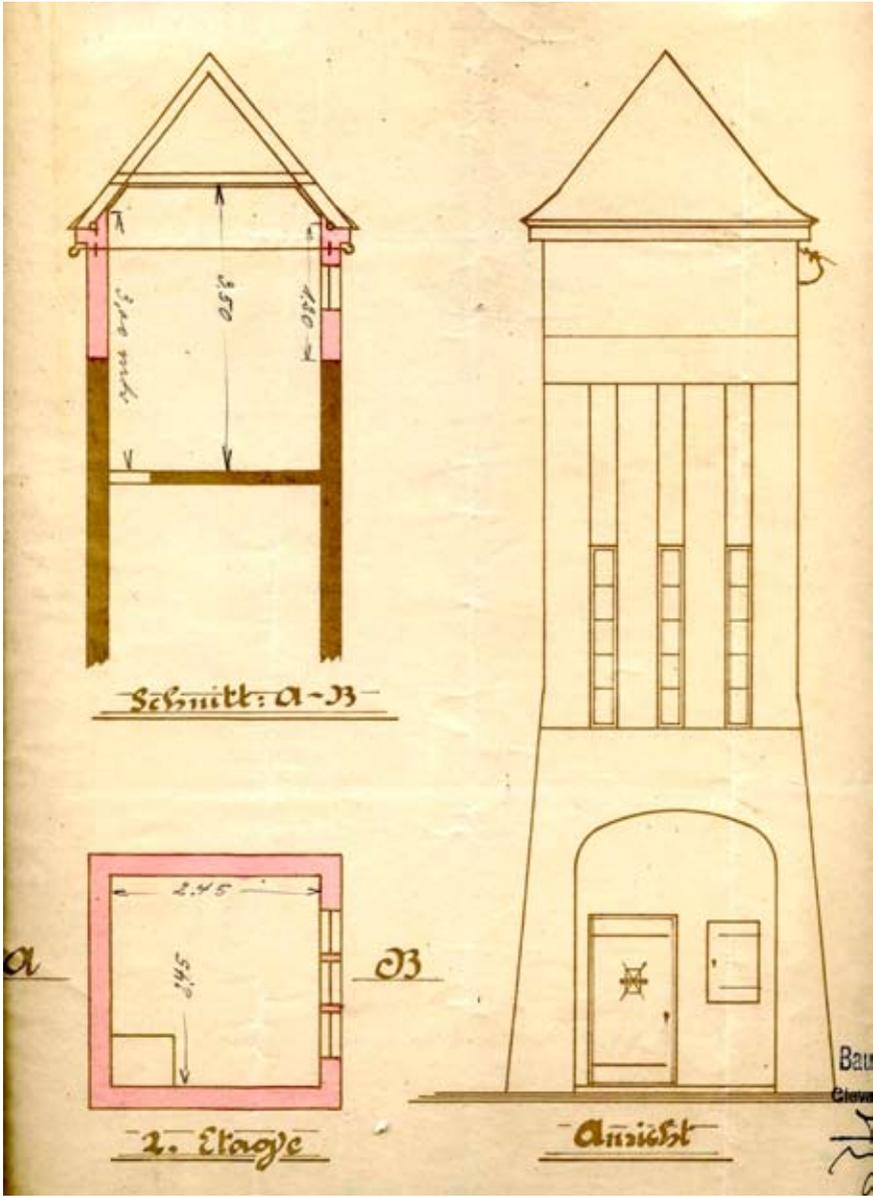
Dem kam der Bürgermeister auch sofort nach. Schon am 24. des Monats schrieb er an die Betriebsverwaltung des RWE in Wesel, dass man festgestellt habe, »[...] daß der kürzlich abgebrannte Transformatorurm in Qualburg baulich wieder instandgesetzt bzw. aufgebaut wird, ohne daß die polizeiliche Genehmigung dazu unter Beifügung von Zeichnungen oder Skizzen entsprechend den Vorschriften der Baupolizeiverordnung nachgesucht worden ist.

Ich ersuche daher, das Versäumte bis spätestens zum 29. des Monats nachzuholen, bestimmt aber sofort Bauarbeiten einzustellen, bis die Genehmigung diesseits erteilt worden ist.«

Gleichzeitig beauftragte er den Polizeibetriebsassistenten van Heeck mit der täglichen Überwachung der Bauarbeiten. Gegebenenfalls sollte er auf deren Unterlassung hinwirken.

Aber es war bereits alles zu spät. Das RWE hatte im Interesse seiner Kunden gehandelt und nicht an das Prozedere gedacht, das dem Bürgermeister vorschwebte, und so antwortete man aus Wesel bereits am 28. März 1927: *[...] gestatten wir uns Ihnen mitzuteilen, dass die Bauarbeiten an dem Transformatorurm in Qualburg bereits beendet sind. Wir nahmen an, dass es im Interesse der durch die Station versorgten Abnehmer liegt, diese so schnell wie möglich wieder instandzusetzen, zumal Sie durch unser Clever Büro fernmündlich davon unterrichtet waren.«*

Durch das Engagement des RWE konnten die Einwohner von Qualburg spätestens nach neun Tagen wieder über ihre gewohnte Elektrizität verfügen. Hätte das RWE vorab ein Baugesuch gestellt – was meinen Sie, wie lange die Menschen dann hätten warten müssen? Anscheinend nahm der Bürgermeister an, dass es den Einwohnern von Qualburg egal wäre, ob sie Strom hätten oder nicht. Hauptsache die Vorschriften würden erfüllt.



Schnitt, Grundriss und Ansicht für die wiederhergestellte Turmstation zu Qualburg

Aktuell werden die Transformatorentürme als solche kaum oder gar nicht mehr genutzt. Viele wurden abgerissen, andere wiederum neuen Bestimmungen zugeführt, z. B. als Artenschutzurm, Strommuseum, Wohnung und sogar als Hotel (<https://focus.de/13230816>).

Quellen und Literatur

Gemeindearchiv Bedburg-Hau, BT 938, BT 949

Alte Turmstationen, URL: https://www.lokalkompass.de/bedburg-hau/c-kultur/die-alten-turmstationen_a727080 (18.11.2020)

Turmstationen, URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Turmstation#Verbreitung> (23.04.2021)

Feste im Jahreskreis – Teil 3

RIA VALENTIN

Im letzten »Geschichtsbrief« wurden die Feste und Bräuche von Karneval bis Christi Himmelfahrt beschrieben, wie ich diese Zeit in den 50er Jahren erlebt habe. In diesem dritten und letzten Teil folgen die Feste und Feiern, die sich im Jahreskreis von Pfingsten bis St. Martin anschließen.

Pfingsten

Mit Pfingsten begehen die Christen nach Weihnachten und Ostern den dritthöchsten Feiertag. Sie feiern die Gründung der ersten christlichen Gemeinschaft, also den »Geburtstag« der Kirche.

In manchen Landesteilen gibt es Bräuche, die häufig denen am 1. Mai gleichen. Die Kuh, die als letzte im Stall ankam, wurde mit Girlanden geschmückt. Ein prächtig geschmückter Ochse, der »Pengstoss«, wurde in einer Prozession mit anderen Herdentieren durch die Straßen geführt, oder es fanden Reiterprozessionen statt. Nach meiner Recherche ist im Kleverland ein Brauch überliefert, der bis etwa 1860 üblich war: Die Magd, die am Pfingstmorgen als letzte zum Melken auf der Weide ankam, wurde Pfingstbraut. Dazu gab es folgenden Vers: *»Pengstbrütt es opgestoahn, dörfst nij merr noar Bett goahn; häj se siehn foahre met de golde Wage, met de selwere Schweppestokk; all min Geld än Gut es op!«* Im Münsterland gibt es diesen Brauch in abgewandelter Form in manchen Orten heute noch. In Geldern findet an Pfingsten die größte Straßenkirmes am Niederrhein statt.

Wir freuten uns über die freien Tage. Selbstverständlich besuchten wir morgens die Messe und nachmittags die Andacht. Im feierlichen Hochamt

sang der Kirchenchor. Ab Pfingsten zog man den Sommermantel oder das Kostüm an.

Kirmes

An den Sonntagen nach Pfingsten fand in den verschiedenen Orten die Kirmes statt. Sie dauerte von Sonntag bis Dienstag. In Schneppenbaum war der Schulhof der alten Volksschule der erste Kirmesstandort nach dem Krieg. Damals war sogar schon ein kleines Kettenkarussell dabei, und es gab einen Eisverkäufer. Nie werde ich vergessen, wie schlecht mir das erste Eis meines Lebens nach der Fahrt auf dem Karussell bekam. Später wurden die Kirmesbuden, die Fahrgeschäfte und das Tanzzelt abwechselnd bei der Gaststätte »Zu den Kastanien« und dem »Schwanenhof« aufgebaut. Für die Kinder war die »Hau-Ruck« eine Attraktion. Das war ein langer, dicker Balken, auf dem man rittlings saß. Mit den Armen musste man rechts und links jeweils einen Hebel vor- und zurückschieben, wodurch der Balken in Bewegung gesetzt wurde.

Manchmal gab es ein Kettenkarussell oder eine Schiffsschaukel und später sogar Selbstfahrer. In den Buden konnte man Süßigkeiten kaufen, sein Glück mit Losen versuchen oder einen Groschen auf ein Feld mit Symbolen wie Herz, Kleeblatt u. ä. setzen. Die Felder leuchteten in schneller Reihenfolge auf, und das Feld, auf dem das Licht zuletzt stehen blieb, hatte gewonnen, ähnlich dem Roulettespiel. Und natürlich gab es auch Schieß-, Eis- und Würstchenbuden. Für den Kirmestanz war ein Zelt aufgebaut.

In unserer Familie war es Brauch, am Kirmessonntag Verwandte einzuladen. Pünktlich zum Frühschoppen waren die Gäste da. Es war üblich, dass ich von meinem Patenonkel Kirmesgeld bekam. Zu Mittag gab es besonders leckeres Essen: Rindfleischsuppe mit Einlage, dann Salzkartoffen mit gekochtem Rindfleisch, dazu Remouladensoße und Gürkchen, als Hauptgericht Braten mit Soße, verschiedene Sorten Gemüse und Salzkartoffeln und natürlich Nachtisch, meistens Erdbeeren mit Sahne oder Weincreme.

Wichtig war, dass der Garten »tipptopp« in Ordnung war, denn es fand regelmäßig nach dem Mittagessen eine Begehung statt. Danach gab es dann Kuchen, meistens Buttercremetorte und einen Boden, belegt mit Erdbeeren oder Sauren Kirschen, dazu Sahne. Es wurden natürlich auch reichlich Getränke angeboten: für die Männer Bier und Schnäpschen und für die Damen Likörchen, Wein oder Erdbeerbowle. Abends, bevor die Gäste nach Hause fuhren, gab es noch einmal etwas zu essen, oft Kartoffelsalat mit Würstchen oder aber nur Schnittchen, belegt mit Aufschnitt oder Käse, dazu »Russische Eier«. In den ersten Jahren nach dem Krieg wurde oft etwas von den Resten eingepackt für zuhause.

Viele Männer nahmen sich Urlaub, um so richtig »auf den Putzhauen« zu können. Sehr beliebt war der Frühschoppen am Montag. Die Schule schloss nach der dritten Stunde, denn das gesamte Lehrerkollegium feierte dann Kirmes.

Abends wurde im Zelt getanzt, natürlich mit Live-Musik. Die Kapelle spielte alte Melodien oder aktuelle Schlager und manchmal auch alte Tänze wie »De Schmett«. Das ist ein Paartanz, bei dem an einer bestimmten Stelle

Kirmes ohne Hallenzelt?
Ungünstigen Termin erwischt
 SCHNEPPENBAUM. Die Gemeinde Schneppenbaum, eine der wenigen Gemeinden ohne geselligen Verein, hat in diesem Jahre einen denkbar ungünstigen Kirmestermin erwischt. Mit Goch und Hau fällt er zusammen. Dieses wirkt sich selbstverständlich für die Beschikung des Kirmesplatzes entsprechend aus. Fraglich ist außerdem noch, ob überhaupt zur Kirmesfeier im Ort ein großes Hallenzelt, wie dieses zur Kirmes üblich ist, aufgebaut wird. Es ist kaum damit zu rechnen, zumal die ortsansässigen Wirte schon andere Vorkehrungen treffen. So dürfte es in diesem Jahre nur zu einem „schmalen“ Kirmesgeschehen kommen.

Liebe Rheinische Post
Doch ein Zelt!
 zur Schneppenbaumer Kirmes
 In Ihrer Ausgabe vom 8. 6. (Samstag vor Pfingsten) brachten Sie eine Leserschrift, worin die diesjährige Schneppenbaumer Kirmes Gegenstand einer Betrachtung war. Dabei wurde gesagt, daß in diesem Jahre, (30. 6., 1. 7. und 2. 7.) in Schneppenbaum kein Kirmeszelt zur Aufstellung komme. Der Einsender war da nicht gut unterrichtet. Wenn auch in diesem Jahre kein großes Hallenzelt zur Aufstellung kommt, so hat aber der Wirt Bucksteeg an der Alten Bahn wie im vergangenen Jahre wieder ein Mittelzelt zur Verfügung, daß an die Wirtschaftsräume angeschlossen, immerhin Platz für mehr als 300 Personen bietet. Tanz Gelegenheit ist außerdem noch in allen anderen Lokalen. Leider hatte die Notiz unter den Schaustellern und Budenbesitzern Verwirrung gestiftet, so daß es den Wirten nicht gelang, den üblichen Kirmestrubel heranzuholen. Trotzdem werden wir in Schneppenbaum unsere Kirmes in althergebrachter Weise feiern, denn das verstehen die Schneppenbaumer gut.
 Th. B.

Alarmierende Zeitungsmeldung zur Schneppenbaumer Kirmes 1957 (Rheinische Post, 15.6.1957) und als Reaktion ein Leserbrief des Wirtes Bucksteeg (Rheinische Post, 27.6.1957)

der Mann die Frau hochhebt. Machte die Kapelle eine zu lange Pause, sangen die Leute »Die Musik hat Schlaf«. Spielte die Kapelle den »Rüttschmitter«, wusste man: Das ist der letzte Tanz. Dann wurde die Tanzfläche noch einmal richtig voll. Manches Paar hat auf der Kirmes beim Tanzen zusammengefunden. Es gab sogar junge Männer, die ganz gezielt auf der Kirmes im Nachbardorf nach einer Braut gesucht haben.

In einer Ecke des Zeltes war hinter einem Vorhang eine Sektbar eingerichtet, wo auch Schnaps ausgeschenkt wurde. Alkohol floss in Strömen. Manchmal kam es zwischen den Männern zu fortgeschrittener Stunde zu Schlägereien. Dann wurde es Zeit, die Veranstaltung zu verlassen.

In Schneppenbaum gab es keinen Schützenverein. Deshalb schauten wir Kinder uns gerne in Hau, Hasselt oder Qualburg den Schützenzug an. Das war ein großes Spektakel: die Männer alle in ihren Uniformen, die Damen in langen herrlichen Kleidern. Der Schützenkönig zog mit seiner Königin voran. Es wurden Fahnen getragen und die Musikkapelle spielte dazu.



Schützenzug des Bürgerschützenvereins Hasselt-Qualburg, um 1950

In Kleve dauert die Kirmes sogar eine ganze Woche. Am ersten Sonntag waren wir bei Verwandten eingeladen. Nach dem leckeren Mittagessen machten wir gemeinsam einen Gang über den Kirmesplatz am Grünen Heideberg und auf dem Großen Markt. Hier gab es viele Buden und Schau- und Fahrgeschäfte. Es schoben sich so viele Menschen über den Platz, dass ich als Kind mittendrin meist nichts von alledem sehen konnte. Ich bekam regelmäßig eine Tüte



Fahrgeschäfte auf der Klever Kirmes, 1957

mit gebrannten Mandeln. Am meisten beeindruckte mich ein Alleinunterhalter, der unten an der Marktstasse stand. Er spielte Akkordeon, hatte an einer Halterung eine Mundharmonika vor dem Mund, bediente mit den Füßen eine Pauke, hinter dem Rücken mit den Ellbogen ein Schlagzeug, und auf dem Kopf trug er einen Schellenbaum.

Faszinierend fand ich auch das Schaugeschäft mit der geheimnisvollen Dame ohne Unterleib. Die saß in einer Vitrine, sah wunderschön aus und rührte sich nicht. Wir rätselten, ob sie aus Wachs war oder lebendig. Schaute man länger hin, meinte man, dass die Augen sich bewegten. Es traten Künst-

ler auf, die Zauberkunststücke darboten oder Freiwillige zum Vergnügen der Zuschauer auf der Bühne hypnotisierten. Viele Leute versuchten bei den großen Losbuden ihr Glück; ich zog meistens nur Nieten. Dabei hätte ich so gerne einen Teddybär oder eine Puppe gewonnen. Für die Jugendlichen und Verliebten war die Raupe ein großer Anziehungspunkt. Wenn das Verdeck herunterging, hörte man oft ein lautes Kreischen. Die Vermutung lag nahe, dass unter dem Verdeck »geknutscht« wurde. Besonders beliebt waren auch die Selbstfahrer. Da ging es oft hoch her. Die jungen Burschen rempelten mit Vorliebe andere an und versuchten, sie aus der Bahn zu drängen.

Bräuche wie »Hahnköpfen«, Versteigerung der Mädchen oder Verbrennen der Kirmespuppe kannten wir nicht.

Fronleichnam

Am zweiten Donnerstag nach Pfingsten ist Fronleichnam. Seinen Ursprung hat das Fest bereits im 13. Jahrhundert. Es ist in Ländern mit überwiegend katholischer Bevölkerung ein gesetzlicher Feiertag. Bis heute ist es das volkstümlichste religiöse Fest im römisch-katholischen Kirchenjahr. Die leibliche Gegenwart Jesu in Brot und Wein wird in Prozessionen gefeiert.

Schon Tage vorher wurden die vier Altäre (im Pfliegerdorf, beim Wegekreuz an der Gabelung Uedemer Straße/Alte Bahn, am Rosendaler Weg und beim Franziskushaus) von den jeweiligen Nachbarschaften aufgebaut und geschmückt. Wir Kinder sammelten Blüten, hauptsächlich vom Ginster, der um diese Zeit üppig blühte. Die brachten wir zu den Franziskusshwestern und bekamen ein paar Bonbons zur Belohnung. Vor den Altären wurden in mühevoller Arbeit Blütenteppiche mit schönen Motiven ausgelegt, und am Prozessionsweg wurden Fähnchen aufgestellt. Es war ein regelrechter Wettbewerb, wer den schönsten Altar gestaltet hatte. Leute, die am Prozessionsweg wohnten, stellten kleine Hausaltärchen vor die Türe.



Altargemeinschaft Rosendaler Weg, 1958

Bei der Prozession gab es eine strenge Ordnung. Die Menschen nahmen nach Geschlechtern getrennt teil. Die Kommunionkinder gingen in ihren weißen Kleidern und dunklen Anzügen vor dem Baldachin, auch Himmel genannt. Darunter schritt der Priester, der die Monstranz mit dem Allerheiligsten trug, dahinter die Musikkapelle und der Kirchenchor. Der Baldachin wurde von auserwählten Männern getragen, meist Mitgliedern des Kirchenvorstands oder der KAB. Zwischen den Gruppen wurden Fahnen mit Heiligen oder mit Emblemen von Vereinen getragen. Dabei wechselten sich drei Personen ab. Es galt als eine besondere Ehre, Fahnenträger zu sein. Auch die Vorbeter hatten eine besondere Aufgabe. Sie mussten eine kräftige Stimme haben und waren wichtig für das Beten der Litaneien, des Rosenkranzes und für das Ansagen der Lieder.

Jedes Jahr bangten wir, ob das Wetter am Fronleichnamstag mitspielte. Ich habe es erlebt, dass Gewitter mit starkem Regen und Wind den Zug fast

unmöglich machten. Oder es herrschte eine so große Hitze, dass manche Leute in Ohnmacht fielen. Man darf nicht vergessen, dass die Männer in ihren schwarzen Anzügen an der Prozession teilnahmen und die Frauen in dunklen Kostümen.

Allerheiligen und Allerseelen

Irische Missionare brachten das Allerheiligenfest im 9. Jahrhundert auf den Kontinent. Im Jahr 835 wurde der 1.11. von Papst Gregor IV. als Feiertag festgesetzt. Das Fest Allerseelen wurde von Abt Odilo von Cluny im Jahr 998 zunächst in den ihm unterstellten Klöstern eingeführt.

Schon Tage vor dem Fest wurden die Gräber mit winterfesten Blumen bepflanzt. Der Grabschmuck war viel bescheidener als heute. Ich kann mich



Fronleichnamsaltar an der Uedemer Straße

nicht erinnern, dass früher teure Blumengestecke auf die Gräber gelegt wurden. Neben Grabsträußen und Grabgestecken sind große langstielige weiße Chrysanthemen besonders beliebt. Das Grablicht (auch »Ewiges Licht«) wird meist am Nachmittag von Allerheiligen auf den Gräbern entzündet.

In einer Andacht (am 1.11.) wird für die Verstorbenen gebetet, und die im vergangenen Jahr Verstorbenen werden namentlich genannt. Dann ziehen alle Gläubigen über den Friedhof, wobei der Priester die Gräber mit Weihwasser segnet. Am Priestergrab wird nochmals gebetet und gesungen, meist unter Beteiligung des Kirchenchors. Danach besuchen die Menschen die Gräber ihrer toten Angehörigen. – Ab Allerheiligen zog man den Wintermantel an!

Halloween, das für »all Hallows eve(ning)«, also »Abend vor Allerheiligen« steht, kannten wir nicht. Halloween-Bräuche werden in Deutschland erst seit Ende des 20. Jahrhunderts und längst nicht überall ausgeübt. Sie haben ihr Vorbild im englischsprachigen Raum, genauer in Irland und Amerika.

St. Martin

Am Ende des Jahres gibt es für Kinder noch einen Höhepunkt: St. Martin. In jedem Ort finden am Vorabend zum 11.11. Laternenumzüge statt. Sie gehen zurück auf Lichterprozessionen an religiösen Festen oder aber auf die Feuer bei Erntedankfesten. Stolz tragen die Kinder ihre selbst gebastelten Fackeln in einem Zug durch die Dunkelheit. Begleitet von einer Musikkapelle werden Martinslieder gesungen. St. Martin, ein Mann als römischer Soldat verkleidet, reitet auf einem Pferd vorneweg. Nach dem Zug, oft auf einem Schulhof, findet die Mantelteilung mit einem Bettler statt, angelehnt an die gute Tat des Heiligen. Und danach freuen sich alle auf die Martinstüte, die gefüllt ist mit einem Weckmann, Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten.

Im Südkreis gehen die Kinder mit ihren selbst gebastelten Laternen von Tür zu Tür und singen Martinslieder. Dafür erhalten sie Süßigkeiten und Gebäck.



St.-Martinszug in Kleve 1956

Thema »Kirchenfenster«. Wir schnitten mit einer Schneidfeder aus schwarzem Scherenschnittpapier gezeichnete Motive aus und hinterklebten sie mit farbigem Transparentpapier. Das Gehäuse war aus schwarzem Karton. Darin brannten natürlich echte Kerzen, die am Boden befestigt werden mussten. Leider ging manchmal eine Fackel in Flammen auf.

So ging das Jahr zu Ende, und wir freuten uns schon wieder auf den Advent.

Ich kann mich nicht an einen Martinszug in unserer Gemeinde während meiner Volksschulzeit Ende der 40er Jahre erinnern. Alle, die ich befragt habe, konnten mir keine Auskunft geben. Es wurde erzählt, dass im Klinikgelände der erste Umzug stattgefunden haben soll. Meine erste Begegnung mit diesem alten Brauch hatte ich Anfang der 50er Jahre, als ich in Kleve zur Schule ging.

Schon Wochen vorher begannen wir im Kunstunterricht mit dem Basteln einer Fackel. Einmal war das

Es war einmal...

Hasseltse Mensse

JOSEF JÖRISSEN

Unter dem Motto »Das Silberdorf Hasselt« fand am 16. und 17. November 1985 eine Ausstellung im Pfarrheim in Hasselt statt. In dieser Ausstellung wurden in erster Linie Fotos aus dem Hasselter Lebensraum gezeigt, denn seit 1983 hatten die Heimatfreunde Hasselt Fotos aus der Vergangenheit gesammelt und gleichzeitig die Gegenwart von Hasselt im Bild festgehalten.

Ferner präsentierten sich alle ortsansässigen Vereine anhand von Info-Ständen, und über den Ablauf des Wettbewerbs »Unser Dorf soll schöner werden« in Hasselt wurde per Dias und Filmen berichtet.

Der Schirmherr der Ausstellung, Bürgermeister Johann van Aken, eröffnete am 16. November um 16 Uhr die Ausstellung und überbrachte Glückwünsche von Rat und Verwaltung für das erfolgreiche Engagement der Heimatfreunde im Landeswettbewerb »Unser Dorf soll schöner werden«, denn 1985 hatte die Ortschaft Hasselt neben der Silberplakette im Landeswettbewerb auch einen Sonderpreis für besondere Leistungen auf dem Gebiet des Umweltschutzes erhalten.

Der Vorsitzende der Heimatfreunde Hasselt, Heinrich Binn, machte bei der Begrüßung das Ziel der Ausstellung deutlich: Hasselt sollte dargestellt werden, wie es früher war und wie es gegenwärtig ist.

Die folgende Bilderserie konzentriert sich auf die damalige Gegenwart. Die Fotos zeigen bis auf zwei oder drei Ausnahmen ausschließlich in Hasselt lebende, zufällig ausgewählte Persönlichkeiten aus der Zeit um 1985.

Bedanken möchte ich mich bei Josef Daams, der bei der Zusammenstellung der Fotos maßgeblich mitgewirkt hat.



Anton Fischer, Mittelweg



Johann (Schang) Laukens, Sattlermeister



Ewald und Hendrina Terlinden



Hein Verhaaren mit Enkelkind



Johann van Aken, Bürgermeister u. Bauer



Johann Sanders, Schreinermeister



Heinrich Hegemann, Arbeiter bei Remmen



Hermann Müller, Schreinermeister



»Putz« Stoffele mit Friedrich Jansen



Willi Kersjes, Willi Bredick, N.N.



Oma (Heuken) Jansen



Johann Deckers, Holzschuhmacher



Johann Kühnen



Josef Mülder, Schulstraße



Anna Verfürth mit Kindern auf Eselskarren (Fruhen)



Theo Ripkes mit Enkelkindern



Opa Janssen, Schreiner, Holzstraße



Helmut Fruhen, Bauunternehmer



Josef (Jöös) Lukassen, An der Linde



Josef Otten, Bauer



Thekla Loffeld und Oma Biermann



Anton Verfürth, Kirchweg



Herr Wynhoff, Hasselt'sche Spick



Josef Schneppenhorst mit Enkelkind



Peter Hartjes, Klompstraße



Josef van Beek



Johann Remmen, Kohlenhandel



Theo Haps und Friedrich Kraft



Theo Look, Imker



Josef Grüntjes, Gastwirt



Theodor (Doores) Kröll, Schmied



Anton Verfürth Hausschlachter



Theodor Schick, Schmiedemeister



Josef van Beek (Bitter) mit Kind



v.l.: Lehrer Fruhen, Pastor Gerhard Bodden, Lehrerin Frau Kempkes, Lehrer Doll

Corona

RIA VALENTIN

Gej sallt et nij glöwe, et gefft Mensse, dij sin et lifft krank. As gej dij froagt: »*U gett et ouw?*«, dann hä'j se ant't keuere. Se termeliere, woar se et all setten hämmen, van de Kopp bes in de kläjnen Töahj, än sin nij merr te brämse. Nöb än Liss van tägenöwer, dij hören ok bej dij ingebelde Kranke. »Hypochonder« nümmt man dij op Hochdeuts. Een Kehr in de Wääk setten dij bej öhren Dokter in de Sprääkstond, kümme den wat vöör än kriege wärr wat Ne-jes verschrewe. Bej dij in de Kökekast stonn de Pellekes än Dröppkes in en Gefakk moij näwenenn in een Rehj, so, wie bej min de Dööskes met Gekrüj stonn. Ek woll es wete, wat doarvan Placebos sin. Moar dij Krankeijte, dij dij twee hämme, kann genn Mens heijle. Doar boart ok ennen Wonderdokter neks.

Än dann koam Corona. Doarvan hadde de Mensse noch noots wat gehört. Dat was en hoch anstäkkend Virus än geföahrlek, besonders förr äldere Mensse. In China 2019 üttgebroake än heel gau bej ons in Europa än in de hele Wält üttgespreijt. Noar Fasteloawend was dat Virus ok in NRW än koam all ömmer noarder. Van aff den 16. Märt was den erste Lock-Down: De Blage kosse nimmer in de Scholl goahn, de Mensse nimmer in de Kerk, alle Veranstaltunge wurden affgesäjt, alles wurd geschloate. Ütt was et met in't Kino goahn, läkker äten in de Pizzeria än en Bierken drenken an den Thöön. Ütt was et met Skoatoawend, met Koffievisitt än met Shoppe goahn in de Stadt. Bloss de Apotheken än de Wenkels met Äteswoar än Hygiene-Artikels wasse noch loss.

Schüwer öwer de Rökk lope. Dräks noar den Dokter, se wollen et beste Medikamänt tägen Corona verschrewen hämme. Moar Fleutekääs, dat koss ok den besten Dokter nit. Nöb klapperden alle Aptheeke aff. Nörges koss hej en Meddelke tägen Corona kriege. Dann koam de Plecht, Maskes te drage. Dräkks störmde Nöb loss, moar dij Maskes wassen in de Begenn rationiert. Hej woss sech äwel te hälpen än ging in verscheije Wenkels, so kreeg hej toch en Dell bejenn. In de Kast wurd doarförr en nej Gefakk ingerecht. Sej noahmen et met et Drage van dij Maskes pärdsköttelgenau. Ek glööf, sej druggen dij sogoar schnachs in de Schloapkamer.

Dann was endlek ennen Impfstoff tägen dij lälke Krankheijt gefonde, än alle Mensse kossen sech impfe loate. Se kregen van de Kreijs Bescheid, dat se öm ennen Termin froage kosse. Moar Nöb än Liss wasse wärr genähjt: et erst koamen dij Menssen öwer tachenteg Joahr an de Rehj. Doar hörde se nij bej. Sej wassen toch erst in de Söwenteger! Dat Gekärm hat gej höre motte. Moar nouw es et so witt: se sin alle beij geimpft tägen Corona, twee Kehr. Än as gej se vandaag froagt: »*U gett et ouw?*«, dann stroahle se öwer et hele Gesecht än sägge: »*Ons gett et so gut as lang nij merr.*« Wat sall ek ouw sägge? Se sin so gesond näss enne Fess in't Woater, alle beij. Corona sit bedankt!

(2021)

Nachrichten aus dem Verein

NORBERT PIES

Liebe Leserin, lieber Leser, meinen Jahresbericht an dieser Stelle könnte ich mir in diesem Jahr eigentlich ersparen. Der Corona-Virus hat dafür gesorgt, dass alle Veranstaltungen und die Mitgliederversammlung 2020 ausfallen mussten. Das Jahr 2021 ist ebenfalls nicht besser geworden. Trotzdem werden wir versuchen, die Mitgliederversammlung durchzuführen. Sie erhalten zeitnah über anstehende Vorhaben Nachricht.

Ein paar Dankesworte an dieser Stelle sollen trotzdem sein. Auf die Mitarbeit unserer Ehrenamtlichen kann auch künftig nicht verzichtet werden. Sie ist zwingend notwendig, damit der Geschichtsverein sich auch öffentlich darstellen kann. Die Spannbreite der Tätigkeiten umfasst beispielsweise die Anfertigung von Transkriptionen (Übertragung alter Schreibschrift bzw. »Sütterlin«) von Ratsprotokollen und Schulchroniken oder die akribische Aufbereitung der Protokollbücher aus der Zeit des Amtes Till (1946–1969) für spätere Datenbankrecherchen. Es gilt, die historischen Dokumentationen auszubauen und zu ergänzen. Nicht zuletzt werden Akten unter verschiedenen Fragestellungen bearbeitet und ausgewertet. Die Ergebnisse können u. a. in Beiträgen für den »Geschichtsbrief« münden. Diese wichtige Arbeit muss auch künftig fortgesetzt werden. Als Vorsitzender des Geschichtsvereins, aber auch ganz persönlich, möchte ich den Ehrenamtlichen für ihre wertvolle Hilfe danken! Das gibt auch Zuversicht für die Zukunft des Vereins.

Ein Dank geht auch an Bernd Hendrix. Er hält die Anlage um das Kreuz am Voltaireweg in bester Ordnung. Viel Lob hierfür kommt auch von den Wanderern, die hier eine kurze Rast einlegen. Stets ist die Rasenfläche gemäht, die offenen Flächen sind geharkt und der immer wieder achtlos weggeworfene Müll wird von ihm entsorgt.

Unser bisheriger Bürgermeister Peter Driessen hat unserem Verein stets eine hohe Wertschätzung entgegen gebracht. Ihm ist es maßgeblich zu verdanken, dass das Vereinsleben ab 2005 wieder aktiviert wurde. Für Peter Driessen stand außer Frage, dass ein Geschichtsverein für das Gemeindeleben eine wertvolle Bereicherung sein kann. Durch Anregung von Forschungen oder auch durch eigene Projekte, deren Ergebnisse in Veröffentlichungen aufgearbeitet werden, kann das Interesse für geschichtliche Fragen geweckt und historisches Bewusstsein gestärkt werden. Wir sagen Herrn Driessen für eine vertrauensvolle und ehrliche Zusammenarbeit herzlichen Dank! Über 16 Jahre war er stets ein zuverlässiger Partner und Förderer des Geschichtsvereins.

Gespräche mit unserem neuen Bürgermeister Stephan Reinders verliefen sehr ermutigend. Er zeigte sich offen für eine intensive Zusammenarbeit.

Die »Plattprooters« im Geschichtsverein treffen sich nach dem Corona-Shutdown wieder in der Heimatstube in Schneppenbaum im Eselshof an der Mühlenstraße. Die Sprache, die in den 50er Jahren am heimischen Tisch üblich war, gerät immer mehr in Vergessenheit. Es wäre schön, wenn die plattdeutsche Sprache auch von jüngeren Interessierten übernommen würde. Die »Plattprooters« laden alle herzlich ein, einfach mal zu schnuppern und mitzumachen. Für Mundartfreunde und die, die es werden wollen, erinnere ich an das plattdeutsche Wörterbuch von Ria Valentin. Hier sind ein großer Wortschatz und viele lustige Redewendungen des niederrheinischen Platts zusammengetragen.

Gerne möchte ich Sie auf den diesem Heft beiliegenden Fragebogen zu unserer heimischen Mundart aufmerksam machen. Dr. Georg Cornelissen, mit dem schon seit vielen Jahren gute Kontakte bestehen, hat zugesagt, im nächsten »Geschichtsbrief« über die Ergebnisse dieser kleinen Befragung zu berichten.

An dieser Stelle noch ein wichtiger Hinweis. Der Geschichtsverein hat ein neues Buch mit dem Titel »Vom Feuer zur Feuerwehr« herausgebracht. Viele historische Quellen und die intensive Auswertung der Akten des

Gemeindearchiv des ehemaligen Amtes Till haben es Peter Thomas, dem langjährigen ehrenamtlichen Mitarbeiter im Gemeindearchiv, ermöglicht, das vorliegende Buch zu schreiben.

Die dunklen Seiten des Feuers wurden seit alters her mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln energisch bekämpft. Diese Hilfen wurden im Verlaufe der Zeit immer perfekter. Über einfache Hilfsmittel wie Eimer und Feuerklatschen, über manuell betriebene Feuerspritzen bis hin zu den heutigen schweren Löschfahrzeugen, Löschhubschraubern und sogar zu Großraumlöschflugzeugen reicht die Palette.

Und so wurde es immer wichtiger, auch in ländlichen Gemeinden, Vorkehrungen zur Bekämpfung von Bränden zu treffen. 1924 war es dann auch im Amt Till soweit: 22 Bürger fanden sich bereit, eine freiwillige Feuerwehr zu gründen. Doch erst der zweite Anlauf im Jahr 1934 hatte nachhaltigen Erfolg – bis heute.

Viele Brände sind ausführlich dokumentiert in schriftlichen Protokollen mit Aussagen von Betroffenen und Zeugen. Dazu kommen Eingaben von Geschädigten, die sich beklagten über zu geringe Entschädigungen. Es gab Streitereien über den Kostenersatz, wenn Nachbarfeuerwehren zum Brand geeilt waren. Waren diese Feuerwehren zuständig? Wer durfte sie zu Hilfe rufen? Waren sie berechtigt, in die Brandbekämpfung einzugreifen?



Aktuelle Neueröffnung des Geschichtsvereins 2021

Vieles was uns heute betroffen und nachdenklich macht, was uns auch lächeln lässt, hat der Autor anschaulich dargestellt. Der Leser will schließlich wissen, wie das ganze Geschehen endet: Wurde die Brandursache aufgeklärt? Handelte es sich wieder mal um eine Brandstiftung? War derjenige, der gerade vorbeikam, vielleicht der Täter? War es etwa eine »warme Sanierung«?

Ich kann Ihnen dieses interessant geschriebene Buch nur empfehlen. Auch Sie werden beim Lesen Ihren Spaß haben.

Heute überreiche ich Ihnen die 16. Ausgabe des »Geschichtsbriefes« für das Jahr 2021. Sie als Mitglied des Geschichtsvereins erhalten diese Ausgabe kostenfrei. Nehmen Sie es als Dankeschön für Ihre Treue zum Verein.

Bitte werben Sie auch weiterhin um neue Mitglieder! Der Jahresbetrag ist immer noch 6,50 €.

Ich hoffe, dass Sie einigermaßen gut durch die doch teils schwere Coronazeit gekommen sind. Bleiben Sie weiterhin gesund und haben Sie eine gute Zeit!

Bildnachweis

Bayerische Staatsbibliothek München, URL: <https://opacplus.bsb-muenchen.de/Vta2/bsb10001238/bsb:3494327?page=32> (23.09.2020): S. 5

Bezirksregierung Köln, Geobasis NRW, URL: <https://www.tim-online.nrw.de/tim-online2/>, 11.09.2020 (Hintergrundkarten; bearbeitet nach Angaben des Verfassers): S. 10

Bürgerschützenverein Hasselt-Qualburg (Hrsg.): 1926–1976. 50 Jahre Bürgerschützenverein Hasselt-Qualburg e.V. [Bedburg-Hau 1976], S. 18: S. 34

Denkschrift zur Feier der Eröffnung der achten Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Bedburg (Kr. Cleve). [Düsseldorf 1912], Ausschnitt aus dem Übersichtsplan: S. 22

Gemeindearchiv Bedburg-Hau:

BT 938: S. 20, 21, 23, 24, 26; BT 949: S. 29

Fotosammlung: S. 37, 38

Zeitungsausschnittsammlung: S. 33

Heimatfreunde Hasselt: S. 42–51

Kreisarchiv Kleve:

KAKle F8, 1493, Fotograf: Carl Weinrother: S. 35; KAKle F8, 1718, Fotograf:

Carl Weinrother: S. 40

Peter Thomas, Bedburg-Hau: S. 6, 11, 12

Pixabay, Klassenzimmer, URL: <https://pixabay.com/de/photos/klassenzimmer-schule-1660223/> (03.09.2020): S. 9

Privat: Symbolbild (Montage – Chargennummer und QR-Code wurde unkenntlich gemacht, um evtl. Missbrauch zu verhindern): S. 53

Stadtarchiv Kalkar, Bestand Kalkar II, Nr. 2219: S. 14

Technisches Museum Wien, Internationale Plakatsammlung BPA-013140, URL: <https://data.tmw.at/object/111010657/html> (26.04.2021): S. 27

Wikimedia Commons, Albert Anker: Die Dorfschule von 1848, URL: <https://>

upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/6/6b/Anker_Die_Dorfschule_von_1848_1896.jpg/2048px-Anker_Die_Dorfschule_von_1848_1896.jpg?uselang=de (03.09.2020); S. 17



Geschichtsverein Bedburg-Hau / Startseite

Geschichtsverein Bedburg-Hau

Der Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V., gegründet im Jahr des 200-jährigen Jubiläums des Amtes Tüll (2000), hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte und das Brauchtum der Gemeinde Bedburg-Hau und ihrer Ortsteile zu erforschen und darzustellen sowie die Beschäftigung mit solchen Forschungen anzuregen und zu unterstützen. Dieses Ziel wird erreicht unter anderem durch Vorträge, Ausstellungen, Exkursionen und Veröffentlichungen.

Termine

Zurzeit sind keine Nachrichten vorhanden.

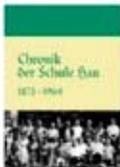
Ons Platt – ons Modersproak



Das Mundartwörterbuch von Ria Valentini ist für nur 16,- Euro an der Infothek im Rathaus der Gemeinde Bedburg-Hau erhältlich.

[Weitere Infos...](#)

Chronik der Schule Hau 1873–1964



Der Geschichtsverein Bedburg-Hau hat zwei Bände der Chronik der Schule Hau, die den Zeitraum von 1873 bis 1964 umfassen, herausgegeben.

[Weitere Infos...](#)

Vom Feuer zur Feuerwehr



Peter Thomas berichtet über die Entwicklung des Feuerlöschwesens in der Bürgermeisterei Tüll bis 1934, dem Gründungsjahr der Freiwilligen Feuerwehr.

[Weitere Infos...](#)

Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.

Im Vorfeld des 200-jährigen Jubiläums des Amtes Till im Jahr 2000 gründete sich der Geschichtsverein Bedburg-Hau. Eine seiner ersten Aktivitäten war die Beteiligung an der historischen Fotoausstellung in Schneppenbaum.

Der Geschichtsverein hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte und das Brauchtum der Gemeinde Bedburg-Hau und ihrer Ortsteile zu erforschen und darzustellen sowie die Beschäftigung mit solchen Forschungen anzuregen und zu unterstützen. Dieses Ziel wird erreicht u. a. durch Vorträge, Ausstellungen, Exkursionen und Veröffentlichungen.

Werden Sie Mitglied im Geschichtsverein Bedburg-Hau e.V.! Als Ansprechpartner steht Ihnen gerne der Vorstand zur Verfügung. Über den Verein und seine Arbeit können Sie sich auch im Internet informieren und ein Beitrittsformular herunterladen: www.gv-bedburg-hau.de

Vorstand des Geschichtsvereins Bedburg-Hau e.V.

Vorsitzender:	Norbert Pies
stellv. Vorsitzender:	Josef Jörissen
Geschäftsführer:	Johannes Stinner M.A.
Kassenwartin:	Luzia van Aken
Schriftführer:	Hans Burg
Beisitzerin:	Josefine Bürgers
Beisitzer:	Peter Driessen
Beisitzerin:	Sofia Tuchard M.A.

Kontakt

Vorsitzender Norbert Pies
Norbertstraße 17, 47551 Bedburg-Hau
Tel.: 02821/63 15
E-Mail: vorsitzender@gv-bedburg-hau.de

Geschäftsführer Johannes Stinner
Rathausplatz 1, 47551 Bedburg-Hau
Tel.: 02821/6 60 43
E-Mail: geschaefsfuehrer@gv-bedburg-hau.de

